Guido Kniesel

# Kein Wille geschehe

Psychothriller

3. Auflage 2022
Copyright © 2022 Guido Kniesel

Alle Rechte vorbehalten.

Guido Kniesel
c/o Block Services
Stuttgarter Str. 106
70736 Fellbach
www.guidokniesel.de
guido@kniesel.de

Neuauflage erschienen 2017 bei Amazon Publishing Edition M

Originalausgabe erschienen 2014 im Bookspot-Verlag

Cover-Design: Nele Schütz Design, München

Lektorat: Eva Weigl

Für meine Eltern

# Zitat

»Wir klagen die Natur nicht als unmoralisch an, wenn sie uns ein Donnerwetter schickt und uns nass macht: Warum nennen wir den schädigenden Menschen unmoralisch? Weil wir hier einen willkürlich waltenden, freien Willen, dort Notwendigkeit annehmen. Aber diese Unterscheidung ist ein Irrtum.«

***Friedrich Nietzsche, deutscher Philosoph***
***Werke I - Menschliches, Allzumenschliches***

# Ursache

Auf die Idee mit dem Zimmermannshammer kam Nadine Schuster rein zufällig. Noch während sie den Zeitungsartikel in der Berliner Morgenpost las, wurde ihr klar, dass sie es genau so machen würde. Zwar hätte sie ebenso gut ein Messer benutzen oder Gift verwenden können, aber die Vorstellung, wie sie zuerst mit der flachen und dann der spitzen Hammerseite zuschlagen würde, fesselte sie in einem solchen Maße, dass sie an nichts anderes mehr denken konnte. Und so machte sie sich an jenem regnerischen Novemberabend vom Baumarkt aus direkt auf den Weg Richtung Prenzlauer Berg, um dafür zu sorgen, dass diese Schlampe mit ihrer verfluchten Brut nie wieder Gelegenheit haben würde, sie zu demütigen.

Während sie in der Straßenbahn ihrem Ziel unaufhaltsam näher kam, kroch ihre rechte Hand in die Handtasche auf ihrem Schoß und ihre Finger schlangen sich um das massive Eisen. Als sie die metallene Kälte auf ihrer Haut spürte, musste sie grinsen. Wenn sie erst einmal weg sind, dachte sie, dann wird er zu mir zurückkommen, dann wird er wieder mir gehören, ganz alleine nur mir gehören. *Für immer.*

Zur selben Zeit schloss Lara Steinbeck für einen Augenblick die Augen und atmete tief durch. Zum x-ten Male an diesem Abend war ihre Tochter Emma aus dem Bett gekrochen und hatte unter irgendeinem Vorwand ihr Zimmer verlassen. Zuerst quälte sie plötzlich ein unbändiger Durst, den sie in der Küche mit einem klitzekleinen Schluck Mineralwasser löschen musste. Dann suchte sie verzweifelt ihre Stoffpuppe, ohne die sie niemals im Leben einschlafen konnte, und fand sie schließlich ganz

überraschend unter ihrer Bettdecke wieder, nachdem sie bereits die halbe Wohnung durchsucht hatte. Kurz darauf bekam sie schlagartig Bauchweh, was nur mit einer Wärmflasche und ausgiebigen Streicheleinheiten behandelt werden konnte. Und schließlich musste sie ganz dringend pinkeln und keine fünf Minuten später natürlich auch noch unbedingt groß. Lara war gespannt, was dieses Mal der Grund dafür sein würde, dass ihre siebenjährige Tochter mit einem wehleidigen Gesichtsausdruck erneut aus dem Zimmer watschelte.

»Mami, ich kann nicht schlafen, weil da ist so ein ekliges Vieh in meinem Zimmer.«

Lara stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Emma, das ist jetzt das allerallerletzte Mal, dass du heute aus diesem Zimmer kommst. Hast du mich verstanden?!«

»Aber …«

Sie packte ihre Tochter am Oberarm und marschierte mit ihr zurück ins Kinderzimmer.

»Und jetzt leg dich ins Bett und dann ist Ruhe!«

Im selben Moment sah Lara es. Was sie da in den Augenwinkeln zu erkennen glaubte, ließ ihr den Schreck in sämtliche Glieder fahren. Ihr Herz raste. Sie war unfähig zu atmen. Obwohl ihre Muskeln verkrampften, zwang sie sich mit zusammengepressten Lippen dazu, sich in die Richtung zu drehen, aus der sie die Bedrohung wahrgenommen hatte.

Zuerst zuckte sie noch einmal zusammen. Dann glaubte sie sich getäuscht zu haben, war sich aber immer noch nicht ganz sicher. Es kostete sie große Überwindung, sich einen Schritt näher ran zu wagen, um ganz genau hinzuschauen. Und schließlich war sie sich sicher. Die Bedrohung auf der weißen Tischplatte entpuppte sich als fette Schmeißfliege. Trotzdem

legte sich ihre Anspannung nur allmählich. Auf den ersten Blick hatte sie das eklige Etwas als Spinne wahrgenommen und wie schon so oft zuvor in ihrem Leben war sie deshalb fest in den Griff ihrer Spinnenphobie geraten. Ihr Gehirn hatte blitzartig in den Modus »lebensbedrohliche Situation« geschaltet und Unmengen von Adrenalin durch ihre Adern gejagt. Noch jetzt hatte sie schweißnasse, zitternde Hände und ein heftig pochendes Herz.

»Das ist das eklige Vieh«, sagte Emma und zeigte mit dem Finger auf die Fliege, wobei sie eine Grimasse zog, als ob sie versehentlich puren Essig getrunken hätte. Lara legte den Zeigefinger an ihre Lippen und blickte Emma mit hochgezogenen Augenbrauen an, um ihr deutlich zu machen, dass sie sich ruhig verhalten solle. Dann zog sie ihren rechten Pantoffel aus, näherte sich ganz langsam dem Insekt, konzentrierte sich auf den metallisch glänzenden blaugrünen Körper und schlug zu. Die Fliege war zwar fett, aber offensichtlich trotzdem noch flink genug, um dem sicheren Tod zu entkommen. Brummend flog sie einige hektische Ellipsen und verschwand schließlich durch die offene Tür Richtung Flur.

»So, und jetzt möchte ich nichts mehr hören … und wenn ich jetzt rausgehe, mache ich die Tür zu, damit das Vieh nicht wieder reinkommt.«

Laras strenger Blick wich einem liebevollen und sie küsste Emma sanft auf die Stirn.

»Versprichst du mir, jetzt nicht mehr aufzustehen?«

»Ja, Mami. ’Tschuldigung.«

»Ich hab dich lieb, mein Schatz.«

»Ich dich auch. ’Nacht, Mami.«

Nachdem Lara einige Zeit erfolglos die Wohnung nach dem fetten Brummer durchsucht hatte, gab sie es auf. Sie legte sich auf die Couch, nippte an ihrem Rotweinglas und schlug den Roman *Die Liebe in den Zeiten der Cholera* auf, den sie vor zwei Tagen begonnen hatte. Nachdem sie eine Weile gelesen hatte, merkte sie plötzlich, dass sie so gut wie nichts verstanden hatte. Die Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, hatten nicht im Geringsten etwas mit der Geschichte aus dem Roman zu tun. Sie legte das Buch zur Seite und trank einen großen Schluck Rotwein. Die Worte, die ihr Liebster an diesem Morgen am Telefon zu ihr gesagt hatte, ließen sie einfach nicht mehr los. *Ich muss heute Abend etwas Wichtiges mit dir besprechen, Mausi*, hatte er gesagt. Seine Stimme hatte leise und schwach geklungen, aber gleichzeitig hatte sie auch Erleichterung heraushören können. Sie hatte ein feines Gespür für solche Dinge. Den ganzen Tag über hatte sie immer wieder an diesen Satz denken müssen – und jetzt konnte sie an nichts anderes mehr denken, nachdem es ruhig geworden war in der Wohnung und es keine Ablenkungen mehr gab. Emma war offensichtlich endlich eingeschlafen, zumindest waren keine Geräusche mehr aus ihrem Kinderzimmer zu hören. Lara stand auf, um sich noch ein weiteres Glas Rotwein einzuschenken, als es an der Tür läutete.

Die Klingelanlage signalisierte durch unterschiedliche Melodien, ob jemand an der Haus- oder Wohnungstür läutete. Lara wusste deshalb sofort, dass jemand bereits vor ihrer Wohnungstür stehen musste. Das kam zwar nicht allzu häufig vor, war aber auch nicht so selten, dass es ungewöhnlich gewesen wäre. In der Regel handelte es sich in einem solchen Fall um einen der anderen Hausbewohner. Seit sie vor knapp vier

Jahren aus beruflichen Gründen von Freiburg nach Berlin gezogen waren und diese Eigentumswohnung im Bezirk Prenzlauer Berg erworben hatten, hatten sich die Kontakte zu den anderen Bewohnern stetig intensiviert. Die zahlreichen Kinder, die in den zehn Wohnungen des Altbaus lebten, hatten regen Kontakt zueinander, und kein einziger Hausbewohner hatte sich jemals daran gestört, wenn sie im geschützten Hinterhof des Hauses miteinander spielten und tobten. Aber es lag nicht nur an den Kindern, dass die Eltern miteinander in Kontakt kamen. Gerne half man sich auch gelegentlich mit Lebensmitteln aus, wenn beim Kochen etwas fehlte oder ausging. Und auch das eine oder andere Bierchen oder Glas Wein hatte man schon bei Straßenfesten, Geburtstagen oder anderen Gelegenheiten zusammen getrunken. Erst kürzlich hatte sich fast die gesamte Hausgemeinschaft bei der feierlichen Eröffnung eines nahegelegenen Biosupermarktes versammelt und bei einem Cappuccino oder Prosecco ein kleines Schwätzchen abgehalten.

Lara schaute auf die digitale Uhr des Receivers unter dem Flachbildfernseher. Sie zeigte 21:37 an. War er das schon? Als IT-Consultant war er seit einigen Monaten unter der Woche in Kopenhagen tätig und hatte bei dem morgendlichen Telefonat seine Ankunft auf ungefähr diese Zeit angekündigt – vorausgesetzt, der Flieger verspätete sich nicht, was leider viel zu oft vorkam. Er hatte zwar einen Schlüssel, den er jedoch ab und zu mal nicht benutzte, wenn er mit seinem Gepäck in den Händen die Treppen hochkam und aus Bequemlichkeit an der Wohnungstür läutete. Außerdem ist heute eine außergewöhnliche Situation, dachte sie, er wollte schließlich etwas Wichtiges mit

ihr bereden, wer wusste, was in seinem Kopf vorging. Lara war deutlich angespannt angesichts der Vorstellung, dass ihr Liebster bereits vor der Wohnungstür wartete und ihr gleich sein Geheimnis verraten würde. Sie überlegte nicht mehr lange, ging hinüber zur Wohnungstür und öffnete sie mit heftigem Herzklopfen.

Emma hatte keine Sekunde geschlafen, seit ihre Mutter das Kinderzimmer verlassen hatte. Sie hatte sich fest vorgenommen wach zu bleiben, bis ihr Papi endlich nach Hause kommen würde. Und jetzt war es endlich so weit. Wer sonst sollte denn um diese Uhrzeit klingeln? Bestimmt hatte Papi seine Schlüssel vergessen. Er war ja manchmal schon etwas vergesslich. Zumindest hatte die Mami das schon öfter zu ihm gesagt, aber dabei meistens gelächelt und mit einem Auge liebevoll gezwinkert. Er war einfach der allerbeste Papi auf der Welt, auch wenn er viel zu selten da war.

Emmas Kinderzimmer lag am Ende des langen Flurs. Trotzdem konnte man von dort aus selbst bei geschlossener Tür hören, wenn an der Wohnungstür im Flur gesprochen wurde. Emma hörte, wie die Wohnungstür geöffnet und einige Zeit später wieder geschlossen wurde. Dazwischen hatte es einige Geräusche gegeben, die sie nicht genau zuordnen konnte. Es hatte sich angehört wie ein Knacksen. So ähnlich, wie wenn Papi ein Frühstücksei köpfte. Und dann war etwas dumpf auf den Boden gefallen. War dem Papi vielleicht eine Tasche aus der Hand gerutscht? Oder hatte er sich so arg gefreut, dass er die Tasche einfach fallen gelassen und Mami umarmt hatte? Bestimmt küssten sie sich gerade. Aber komischerweise waren bisher keine Stimmen zu hören gewesen. Nur langsame Schritte

den Flur entlang ins Wohnzimmer. Dann herrschte einige Augenblicke Stille, bis erneut Schritte zu hören waren, die jetzt wieder näher kamen. Jetzt kommt er endlich zu mir, dachte die kleine Emma. Sie hatte sich in ihre Bettdecke gekuschelt und die Augen geschlossen. Sie würde sich schlafend stellen, hatte sie beschlossen, bis ihr Papi sie geküsst hatte. Dann würde sie freudestrahlend die Augen öffnen und ihn umarmen.

Emma lauschte aufgeregt, wie sich die Schritte auf dem knarrenden Dielenboden ihrem Zimmer näherten. Sie kuschelte sich noch fester in ihre Bettdecke und presste grinsend die Augen zusammen. Als sich die Tür öffnete, musste sie fast kichern vor lauter Vorfreude. Aber etwas hielt sie davon ab. Etwas war plötzlich ganz anders als sonst. Emma konnte nicht sofort erkennen, was es war, aber sie spürte instinktiv, dass etwas nicht stimmte. Wie erstarrt lag sie in ihrem Bett, die Augen so fest zusammengepresst, dass es schmerzte.

Da stand jetzt jemand direkt neben ihrem Bett!

*Jemand Fremdes!*

Ganz nah.

Aber es war totenstill. War da doch niemand? War sie vielleicht kurz eingenickt und hatte das alles nur geträumt? Sollte sie die Augen einen kleinen Spalt öffnen und einen Blick wagen? Aber plötzlich hörte sie es. Ein leises, gleichmäßiges Schnaufen. Dann kroch ein eigenartiger Geruch in ihre Nase. Eine Mischung aus Körperschweiß, süßlichem Parfum und irgendetwas anderem, das sie noch nie gerochen hatte.

*Lieber Gott im Himmel, wer ist das? Wo ist meine Mami? Wo ist Papi?*

Dann hörte Emma, wie der fremde Mensch neben ihr auf einmal tief Luft holte. Laut und ungeheuer kraftvoll. So wie

jemand, der gleich etwas ganz fürchterlich Anstrengendes zu erledigen hatte.

Eine unheimliche Angst stieg in ihr hoch.

Und im selben Augenblick, als sie beschloss, nun doch die Augen für einen kurzen Blick zu öffnen, erlosch auf einen Schlag ihr Bewusstsein.

# Wirkung

# 1. Kapitel

»Ach, das Leben kann so schön sein«, sagte Hendrik Jansen, während er seine Brille abnahm und auf dem Frühstückstisch ablegte. Er schaute in die graugrünen Augen seiner Frau Diana, die in diesem Augenblick von der Samstagsausgabe der Tageszeitung aufblickte und ihn anlächelte. Immer noch spürte er dieses großartige Gefühl des Verliebtseins, als ob es erst vor wenigen Tagen passiert wäre. Daran änderte auch sein akademisch geschulter Verstand nichts, der ihm weismachen wollte, dass es nicht sein konnte, dass er nach über fünf Jahren immer noch in Diana verliebt war. Nach dem Unfalltod seiner ersten Frau Sonja hatte sich Hendrik zurückgezogen und eingeigelt. Er hatte versucht, wieder zu sich selbst zu finden. Aber dann war es plötzlich passiert. Er selbst war am meisten davon überrascht worden. Diana war damals noch als Sozialpädagogin berufstätig gewesen. Bei einer karitativen Veranstaltung, auf der sie einen Vortrag über Jugendgewalt gehalten hatte, hatte er sich Hals über Kopf in sie verliebt. Noch heute spürte er diesen wohligen Schub, der sich in seinem gesamten Körper wie eine berauschende Droge ausgebreitet hatte. Als ob da ein Zauberwesen aus einer anderen Welt auf der Bühne stünde, hatte er sie unentwegt angestarrt und seinen Blick den ganzen Vortrag über nicht mehr abwenden können, weil er die irrwitzige Angst gehabt hatte, sie könne sonst plötzlich wieder verschwinden. Diana war deshalb unruhig geworden und hatte sich sogar einige Male verhaspelt. Aber das Publikum schien das nicht zu stören, sondern war begeistert von ihrer überzeugenden und mitfühlenden Art. Am Ende war sogar ein ungewöhnlich hoher Spendenbetrag

zusammengekommen. Noch Jahre später, immer wenn Hendrik Freunden oder Bekannten davon erzählte, wie sie sich kennengelernt hatten, fühlte er sich an einen kitschigen Liebesroman erinnert: Die Geschichte von der Liebe auf den ersten Blick; plötzlich steht da die Frau deines Lebens vor dir, man hat sich noch nie gesehen, kein einziges Wort miteinander gewechselt, aber von einer Sekunde auf die andere verliebt man sich unsterblich ineinander.

Diana legte die Tageszeitung zur Seite und fuhr sich lasziv mit den Fingern durch ihre langen, blonden Haare. »Und man kann gar nicht dankbar genug dafür sein«, ergänzte sie Hendriks lebensbejahenden Satz und blickte dabei aus der offenen Küche hinüber ins Wohnzimmer, wo ihr dreijähriger Sohn Noah auf dem Fußboden hockte und hingebungsvoll mit Holzklötzchen spielte. »Er ist ein so wunderbares Geschenk«, fügte sie noch fast andächtig hinzu.

Hendrik betrachtete liebevoll seinen kleinen Sohn und richtete dann den Blick zurück auf Diana, in deren Augen ein leichter Hauch von Traurigkeit lag. Es war nicht ihre erste Schwangerschaft gewesen. Bereits wenige Wochen, nachdem sie sich kennengelernt hatten, war Diana zu ihm in seine Villa in Berlin-Lichterfelde gezogen und fast zeitgleich war auch der Wunsch nach einem gemeinsamen Kind da gewesen. Es hatte jedoch nicht sofort funktioniert und nach einigen Monaten tauchten dann die ersten sorgenvollen Gedanken auf, sie könne vielleicht gar nicht schwanger werden. Aber eines Tages stand Diana dann mit Freudentränen in den Augen und einem Schwangerschaftstest in der Hand vor Hendrik. Sie hatte am ganzen Körper gezittert vor Aufregung. Ein unglaublich berührender Anblick, den Hendrik niemals vergessen würde. Die Vorfreude auf das

gemeinsame Kind steigerte sich in den darauffolgenden Wochen und Monaten ins Unermessliche, bis ein Schicksalsschlag durch ihr Leben peitschte. Sie hatten schon das Kinderzimmer eingerichtet und eine Spieluhr über dem Bettchen angebracht, als Diana Ende des siebten Monats plötzlich heftige Blutungen bekam. Und wenige Stunden später hatte sie eine Totgeburt. Die Zeit danach war schlimm gewesen. Sehr schlimm. Aber Diana und Hendrik hatten dieses Tal der Trauer gemeinsam durchschritten und sich schließlich wieder aufgerafft. Aber natürlich prägte einen so ein Erlebnis, und als Diana dann mit Noah schwanger geworden war, wurde die erneut aufgeblühte Vorfreude immer wieder von sorgenvollen Gedanken überschattet.

Aber diesmal war Gott sei Dank alles gut gegangen. Und seitdem waren sie das, was man gemeinhin als eine glückliche Familie bezeichnete. Sie hatten ein gesundes, lebensfrohes Kind. Und Hendrik hatte mit seinen sechsundfünfzig Jahren eine intelligente, attraktive Frau an seiner Seite, die fast zwei Jahrzehnte jünger war als er. Aber was spielte das Alter schon für eine Rolle? Hendrik würde sie genauso lieben, wenn sie in seinem Alter wäre, da war er sich absolut sicher. Er war keiner dieser alternden Narzissten, die sich eine wesentlich jüngere Frau aussuchten, nur um ihren eigenen körperlichen Verfall zu kompensieren. Jedenfalls hatten sie gemeinsam viel zu lachen, erfüllenden Sex, und konnten zudem stundenlang tiefsinnige Gespräche führen. Und auf diesen Tiefgang legte Hendrik ganz besonderen Wert. Schon sehr früh hatte er in seinem Leben den Drang verspürt, der menschlichen Psyche auf den Grund zu gehen, um die verdeckten Beweggründe hinter den raffinierten Fassaden zu verstehen, welche die Menschen oft unbewusst aufbauten. Auch er selbst hatte einige Mauern um sich herum hoch-

gezogen, mit deren Abriss er teilweise heute noch beschäftigt war.

Aber im Großen und Ganzen, wenn man mal von seinem etwas abgekühlten Verhältnis zu seiner Tochter Julia aus erster Ehe absah, fiel ihm nicht viel ein, was in seinem Leben derzeit hätte besser laufen können. Außer vielleicht diese latente Unsicherheit, die er ab und an verspürte. Es war nicht wirklich belastend. Nur so ein leichtes Unbehagen zwischen all den angenehmen Gefühlen, die ihn im Zusammenleben mit Diana und Noah umgaben. Es tauchte auch nur ab und zu auf. Meistens in den Augenblicken, in denen er sich absolut glücklich fühlte. So wie jetzt. Dann meldete sich dieser warnende Gedanke, der irgendwo tief in den Verwinklungen seines Hirns hockte. Kaum wahrnehmbar. Aber doch gegenwärtig.

*Von einem Augenblick auf den anderen kann plötzlich alles ganz anders sein.*

Hendrik wusste aus eigener Erfahrung, dass es die Wahrheit war. Nicht nur wegen der Totgeburt oder des plötzlichen Unfalltodes von Sonja. Als forensischer Psychiater hatte er zahlreiche Schicksale erlebt, bei denen Menschen aus einem glücklichen, scheinbar gesicherten Leben brutal herausgerissen wurden und von einer Sekunde auf die andere die Hölle auf Erden erlebten. In den vergangenen zwei Jahrzehnten war er im Auftrag von Staatsanwaltschaften und Gerichten als psychiatrischer Sachverständiger mit fast allen erdenklichen Gewalttaten in Berührung gekommen: Vergewaltigung, Körperverletzung, Raub, Erpressung, sexueller Missbrauch, Einbruchdiebstahl, Stalking, Banküberfälle … und er hatte schon einer dreistelligen Anzahl von Mördern gegenübergesessen, um sie zu begutachten. Wie viele

es inzwischen genau waren, wusste er längst selbst nicht mehr, denn irgendwann hatte er aufgehört zu zählen.

Hendrik atmete tief durch, während er sich mit beiden Handflächen zuerst über das Gesicht und dann mit den Fingern durch seine kurzen, grau melierten Haare fuhr, die außer leichten Geheimratsecken noch außerordentlich voll waren für sein Alter. Schließlich setzte er seine Brille wieder auf und rückte sie konzentriert zurecht.

Diana, die Hendriks Grübeln bemerkt hatte, stand auf, ging um den Frühstückstisch herum und setzte sich auf seinen Schoß. »Ich liebe dich«, sagte sie und küsste ihn, bis er nach einer Weile, während sich ihre Lippen immer noch berührten, sagte: »Nur noch eine Woche, dann geht es los.«

Im selben Augenblick krallten sich kleine Fingernägel in Dianas nackte Waden.

»Autsch«, sagte sie mit einem schelmischen Unterton, »welcher Frechdachs war das denn?«

Noahs strahlende Augen himmelten sie von unten an. Hendrik hob den Kleinen hoch und setzte ihn auf Dianas Schoß, die immer noch auf seinem Schoß saß, und drückte die beiden an sich.

»Heute in einer Woche«, sagte er, »sitzen wir auf Rügen in einem Strandkorb und genießen die warme Sonne, während uns eine laue Brise Seeluft um die Nase weht.«

»Yeah«, jubelte Diana in einem kindlichen Tonfall, woraufhin Noah dieselben Worte ausstieß.

»Give me five«, sagte Hendrik und streckte Noah seine offene Hand entgegen.

»Yeah«, wiederholte Noah und klatschte, so fest er nur konnte, seine kleine Hand gegen die seines Vaters.

Erneut umarmte er Noah und Diana und wollte sie nie wieder loslassen. Er hätte weinen können vor Glück. Er sog diesen Moment auf, versuchte ihn einzusperren, festzuhalten und nie wieder herauszulassen. Aber er wusste nur zu gut, dass dies nicht möglich war. Und wieder meldete sich da etwas in seinem Hinterkopf, dass von einer Sekunde auf die andere alles ganz anders werden könnte. Und dass diese Unsicherheit heute zum wiederholten Male in seinem Hinterkopf wühlte, machte ihn nachdenklich. Er war nicht abergläubisch. Absolut nicht. Er war Naturwissenschaftler. Durch und durch. Trotzdem erwischte er sich bei dem absurden Gedanken, dass er eine Vorahnung haben könnte, dass er tatsächlich spüren könnte, dass irgendwo am fernen Horizont ein schreckliches Unwetter aufzog und seine Welt in Dunkelheit tauchen würde.

## 2. Kapitel

Selbst nach der dritten Zugabe skandierten die Zuschauer noch lautstark nach weiteren Zugaben, bis der Tontechniker des Friedrichshainer Livemusik-Clubs *Anaconda* das Signal bekam, die Saalbeleuchtung einzuschalten. Nur langsam löste sich der verschwitzte Menschenpulk vor der Konzertbühne wieder auf. Die meisten der rund dreihundertfünfzig Besucher zog es hinaus in die laue Sommernacht, einige drängten an den Tresen, um sich mit frischen Getränken einzudecken.

Die fünf Musiker der Indietronic-Band *Insania Emotions* hatten seit ihrer Gründung noch nie live vor einem solch großen Publikum gespielt. In den letzten Wochen hatten sich einige ihrer Songs über Youtube, soziale Netzwerke und die einschlägigen Musikportale wie ein Virus verbreitet und den Namen der Band auch weit über die Berliner Grenzen hinaus bekannt gemacht. Aus kommerzieller Sicht war es zwar bisher noch kein allzu großer Erfolg, aber für die fünf jungen Musiker war es zumindest ein vielversprechender Schritt, der ihre Hoffnung nährte, irgendwann einmal von ihrer Musik leben zu können.

Ihre Songs waren eine Mischung aus Indie-Rock und Pop, angereichert mit psychedelischen Electro-Elementen aus dem Computer. Gesungen wurden die meist tiefgründigen melancholischen Texte von einer Stimme, die bei den meisten Zuhörern eine Gänsehaut verursachte – und diese Stimme gehörte Julia Jansen, einer dürren, zerbrechlich wirkenden jungen Frau, die mit ihren dreiundzwanzig Jahren und den kurz geschnittenen schwarzen Haaren fast etwas Jungenhaftes an sich hatte.

Julia machte es sich nach dem Konzert mit Adrian, dem Gitarristen, an der Bar gemütlich, während Marc, der Mann am Keyboard, sich mit den beiden anderen Bandmitgliedern im Hinterzimmer noch eine Ladung Gras verabreichte.

Während Adrian abwechselnd an seiner Bierflasche nuckelte und an seinem Smartphone herumfummelte, um auf Facebook eine Nachricht über das gelungene Konzert und Fotos zu posten, popelte Julia nachdenklich am Flaschenetikett ihrer Cola herum. Es war typisch, dachte sie, dass sich gerade jetzt wieder die Bilder aus der Vergangenheit aufdrängten: Es war im Frühsommer 2009 passiert. Ihre Mutter Sonja war damals angeblich mit einer Freundin zu einem Kurzurlaub nach Südtirol gereist und dort bei einem Autounfall noch am Unfallort verblutet. Sie hatte sich mitten in der Nacht alleine in einen Mietwagen gesetzt und war auf dem Weg zu ihrem Hotel gewesen. Der Fahrer des entgegenkommenden Fahrzeugs, der Unfallflucht begangen hatte und nie hatte ermittelt werden können, war aus ungeklärten Gründen auf die andere Fahrbahnseite geraten und hatte Sonja von der Straße abgedrängt. So hatten es jedenfalls die Sachverständigen rekonstruiert. Wie sich im Nachhinein herausstellte, war Sonja jedoch alleine in den Urlaub gefahren, ihre Freundin wollte nichts von einer gemeinsam geplanten Urlaubsreise gewusst haben. Die mysteriösen Umstände der Reise konnten nie vollständig aufgeklärt werden. Bis heute waren für Julia einige Fragen offengeblieben: Warum hatte Sonja überhaupt eine Reisebegleitung vorgetäuscht? Woher war sie in dieser Nacht zu dieser späten Stunde gekommen? Und warum war sie mit weit über einem Promille Alkohol im Blut überhaupt noch gefahren?

Für Julias Geschmack hatte Hendrik diesen Schicksalschlag erstaunlich schnell verdaut und sich viel zu früh auf diese Diana

eingelassen. Sie wurde auch das seltsame Gefühl nicht los, dass Hendrik nach Sonjas Tod sogar irgendwie erleichtert gewirkt hatte. Bisher hatte sie mit keinem Menschen über diese Vermutung gesprochen, zu sehr schämte sie sich, so etwas überhaupt zu denken. Trotzdem tauchte dieser Gedanke immer wieder auf und ließ sich nicht verjagen.

Nach Sonjas Tod hatte sie ihr Abitur noch mit einigermaßen annehmbaren Noten abgeschlossen, aber danach keine Ahnung gehabt, wie es weitergehen sollte. Nachdem sie Hendrik von zwei Freundinnen erzählt hatte, die eine Weltreise planten, hatte er nicht lange gezögert und ihr die Übernahme sämtlicher Kosten angeboten. Bereits zwei Monate später reiste sie mit den beiden quer durch Europa: Rom, Paris, London, Barcelona und Amsterdam waren einige Stationen gewesen, dann ging es weiter in die USA, zuerst an die Ostküste, dann die Westküste hinunter bis nach Südamerika, danach rüber nach Neuseeland und Australien und schließlich noch nach Malaysia, Thailand und Indien. Außer Afrika, wenn man mal von einem Zweitagestrip nach Marrakesch absah, hatten sie alle Kontinente mindestens vier Wochen lang besucht. Hendrik hatte sie geradezu überredet, diese Chance zu nutzen. Wenn nicht jetzt, wann dann, hatte er zu ihr gesagt. Das wird dich auf andere Gedanken bringen. Das wird dir helfen, deinen Weg zu finden. Danach machst du eine Ausbildung und dann kommt der Beruf, später vielleicht Kinder. Jetzt bist du noch ungebunden und frei und kannst diese Zeit genießen, die Welt kennenlernen und Erfahrungen sammeln.

Natürlich war sie von dieser Reise verändert nach Berlin zurückgekehrt, die Stadt war ihr plötzlich viel kleiner vorgekommen als zum Zeitpunkt der Abreise. Sie hatte unterwegs viel Aufregendes und Schönes erlebt, vor allem auch nette Jungs

kennengelernt, aber auch viel Elend gesehen, und so beschloss sie, etwas zurückzugeben und ein soziales Jahr zu absolvieren. Auch das fand Hendrik gut. Er half ihr, eine Stelle beim DRK zu finden, so landete sie in einer Sozialstation und lernte in der mobilen Alten- und Krankenpflege eine ganz andere Seite des Lebens in Deutschland kennen. Und sie hatte viel nachgedacht in dieser Zeit. Über die Welt und über die Menschen. Über das Leben und über den Tod. Sie hatte Bücher über Menschen gelesen, die schon vor langer Zeit versucht hatten, die Welt und die menschliche Existenz zu deuten; und auch Bücher aus der jüngeren Vergangenheit, in denen diese Gedanken aufgenommen und mit den neuesten Erkenntnissen der Gegenwart verknüpft wurden. So war es nur folgerichtig, dass sie sich dazu entschloss, Philosophie zu studieren. Auch darin hatte Hendrik sie bestärkt, obwohl er es lieber gesehen hätte, wenn sie einen naturwissenschaftlichen Studiengang gewählt hätte und sich die Bemerkung nicht hatte verkneifen können, ob sie schon jemals eine Stellenanzeige gelesen hätte, in der eine Philosophin gesucht worden wäre. Jedenfalls begann Julia ihr Philosophiestudium voller Enthusiasmus und absolvierte die ersten vier Semester mit Bravour. Aber es war auch nicht allzu schwierig für sie, sich voll auf das Studium zu konzentrieren, denn Hendrik übernahm nicht nur die Mietkosten, sondern richtete auch einen Dauerauftrag über achthundert Euro ein – monatlich auf ihr Konto, ohne irgendwelche Fragen zu stellen, ohne zu kontrollieren. Aus finanzieller Sicht hatte sie ein sorgenfreies Leben. Sie wohnte in einer coolen WG, hatte neben ihrem Studium viel Spaß und genug Zeit für andere Dinge.

Aber dann passierte etwas Seltsames. Julia hatte es anfangs gar nicht bewusst wahrgenommen. Nach und nach verlor sie das

Interesse an dem Studium. Es war die Art und Weise, wie Philosophie von manchen der älteren Herren an der Hochschule gelehrt wurde. Es wurde langweilig und reizlos, auch weil Julia allmählich begriff, dass einige der Professoren unfähig waren, über ihren Tellerrand hinauszublicken; nicht fähig oder willens waren, zu akzeptieren, dass andere Wissenschaften wie etwa die moderne Neurobiologie durch ihre Forschungsergebnisse bei den großen, übergreifenden Fragen der Menschheit längst ein Wörtchen mitzureden hatten. Das war der eine Grund, der sie immer öfter der Universität fernbleiben ließ. Und der andere Grund, der noch viel schwerer wog, war Marc, in den sie sich verliebt hatte.

Während Adrian sich weiter hingebungsvoll mit seinem Smartphone beschäftigte, kamen immer wieder Fans an die Bar und beglückwünschten Julia zu dem geilen Konzert, während sie geduldig Autogramme gab, indem sie mit einem dicken Filzstift ihre unleserliche Unterschrift direkt auf deren Haut oder T-Shirts kritzelte. Marc war inzwischen total breit in der Lounge aufgetaucht und sofort von einer bildhübschen Blondine abgefangen worden, die ihn ohne Pause vollquasselte, während sie nebenbei ganz unauffällig zwei weitere Knöpfe an ihrer prall gefüllten Bluse öffnete, was Marc grinsend zur Kenntnis nahm. Als er Julia entdeckte, verabschiedete er sich abrupt von der enttäuscht dreinblickenden Schönheit und ging hinüber zu ihr an die Bar.

»Julia, mein Mädchen … und die Frau mit der geilsten Stimme auf dem Planeten.«

Julia lächelte einen Moment, bevor sie Marc nachdenklich anblickte.

»Ist jemand gestorben?«, fragte Marc.

»Ach, Scheiße … es ist … ich muss das endlich mit meinem Vater klarstellen.«

»Was denn?«

»Na, das mit der Band und uns beiden. Hendrik überweist mir jeden Monat Geld in dem Glauben, ich würde fleißig studieren, stattdessen …«

»Ja und? Er hat doch genug Kohle und schließlich hat *er* dich in die Welt gesetzt.«

»Ja sicher hat er mich in die Welt gesetzt, aber darum geht es doch gar nicht.«

»Hey, meine Alten haben sich nie um mich gekümmert. Die waren froh, als ich mit fünfzehn nicht mehr nach Hause kam. Ich weiß nicht mal, ob sie noch in Berlin leben. Haben sich vermutlich eh schon längst den Verstand aus ihren Hirnen gesoffen. Scheißegal, sei doch einfach froh, dass du einen Alten hast, der Kohle rüberwachsen lässt. Und sei mal ehrlich, hey, außer dass er einen Dauerauftrag eingerichtet hat, kümmert er sich doch eh nicht um dich.«

»Das stimmt nicht! Er ist jederzeit für mich da, wenn ich ihn brauche.«

»Ja, ja.« Marc winkte verächtlich mit der Hand ab. »Wann hat er sich denn das letzte Mal bei dir gemeldet, hm?«

Julia überlegte. Marc hatte recht. Es waren sechs oder sieben Wochen vergangen, seit er das letzte Mal in der WG angerufen hatte. Als sie heimlich zu Marc gezogen war, hatte sie ihre Mitbewohnerinnen instruiert, sich nichts anmerken zu lassen, falls ihr Vater anrufen sollte, und so zu tun, als ob sie noch in der WG wohnen würde. Hendrik hatte daraufhin mehrfach versucht, sie auf dem Handy zu erreichen, aber sie hatte die Anrufe immer weggedrückt. Irgendwann musste sie dann schließlich doch

abnehmen, woraufhin Hendrik misstrauisch verfängliche Fragen gestellt hatte. Sie hatte ihn schließlich mit dem Hinweis abgewimmelt, dass sie derzeit enorm im Studienstress sei und auch gleich in eine wichtige Vorlesung müsse.

»Und wann habe *ich* mich das letzte Mal gemeldet?« Julia schaute Marc herausfordernd an.

»Schon gut.« Er gab ihr einen zärtlichen Kuss. »Dann rede mit ihm.«

Julia bekam allein beim Gedanken daran heftiges Herzklopfen. »Marc, ich möchte, dass du mitkommst.«

Marc runzelte verwundert die Stirn. »Hast du Weihnachten schon verdrängt?«

Julia hatte sich zuletzt am zweiten Weihnachtsfeiertag mit ihrem Vater getroffen, als er sie zu einem Nobelitaliener in Charlottenburg eingeladen hatte. Eigentlich hätte Diana dabei sein sollen, aber sie musste mit einer Erkältung zu Hause bleiben. Stattdessen versuchte Julia, Marc dazu zu überreden mitzukommen, um ihn endlich ihrem Vater vorzustellen. Marc wollte zuerst nicht. Es war am frühen Abend und schon dunkel gewesen. Er saß an seinem Keyboard und komponierte. Außerdem hatte er kurz zuvor ein sehr starkes Indica Gras geraucht und war total stoned. Immer wieder hatte er nur breit grinsend den Kopf geschüttelt, aber Julia ließ nicht locker und schließlich stimmte er zu. Als sie dann das Restaurant betraten und Julia freudestrahlend ihre große Liebe vorstellen wollte, verfinsterte sich Hendriks Blick schlagartig. So steif und abweisend hatte sie ihren Vater noch nie erlebt. Hendrik wurde zwar im Laufe des Abends wieder etwas lockerer, aber er musterte Marc immer wieder, als ob dieser an einer hoch ansteckenden Krankheit leiden würde. Beim Nachtisch fragte er Marc dann völlig unver-

mittelt, ob er Drogen nehmen würde, woraufhin Marc schmunzelnd antwortete, dass er jedenfalls keine harten Drogen wie Alkohol konsumieren, aber Marihuana nicht verschmähen würde und dass im Gegensatz zu den Millionen von Alkoholtoten bisher kein einziger Todesfall durch Cannabis dokumentiert worden sei. Während dieser Ausführungen hatte er augenzwinkernd zuerst auf Hendriks Rotwein und dann auf dessen eben geleertes Grappaglas geblickt. Daraus ergab sich eine hitzige Diskussion, bei der Marc eine Salve von Argumenten abfeuerte, nachdem Hendrik seine rigorose Ablehnung gegen eine Legalisierung von Cannabis deutlich gemacht hatte. Marc wurde allein bei dem Gedanken wütend, dass todbringende Substanzen wie Alkohol und Tabak legal waren, während die jahrtausendealte Nutz- und Heilpflanze Hanf verteufelt wurde, nur weil eine profitgeile Industrielobby ihre wirtschaftlichen Interessen gefährdet sah. Hendrik solle sich doch nur mal die zahlreichen Alkoholleichen betrachten, die vollgepisst in ihrer Kotze liegend neben Bierzelten ihre Räusche ausschliefen, oder die besoffenen Ehemänner, die ihre Frauen halb tot prügelten, ganz zu schweigen von den jungen Menschen, die sich nach einem Discobesuch volltrunken völlig überschätzten und mit ihren Blechkisten in den Tod rasten. Als Hendrik dann das übliche Argument von Cannabis als Einstiegsdroge zu härteren Drogen anführte, konterte Marc, dass ja erst durch die Kriminalisierung von Cannabis die Konsumenten in den Schwarzmarkt getrieben würden und dadurch mit einem Milieu in Kontakt kamen, in dem aufgrund der höheren Gewinnspanne natürlich versucht wurde, den Konsumenten härtere Drogen anzudrehen. Außerdem lag die Anzahl der Todesfälle, die auf illegale Drogen wie Heroin oder Kokain zurückzuführen waren, im Vergleich zu den Alkohol-

und Nikotintoten weit unter einem Prozent, was zudem hauptsächlich dem unterschiedlichen Reinheitsgrad der Substanzen aufgrund des unkontrollierten Schwarzmarkthandels geschuldet war. Als Marc Hendrik dazu drängte, sich vorzustellen, wie viele Menschen wohl bei einer Alkoholprohibition durch illegal erworbenen gepanschten Fusel blind werden oder jämmerlich verrecken würden, hatte Hendrik von den gefährlichen Nebenwirkungen des Cannabis gefaselt und stattdessen mit dem maßvollen Genuss von einem Glas Wein zum Essen oder einer Zigarette zur Entspannung argumentiert. Die ganze Diskussion hatte sich dann weiter hochgeschaukelt, bis Marc kopfschüttelnd aufgestanden war und wortlos das Lokal verlassen hatte.

»Kommst du nun mit oder nicht?«, fragte Julia.

Marc drehte sich zum Barkeeper um und bestellte eine Cola mit viel Eis und einer Zitronenscheibe. Als er sich wieder Julia zuwandte, hatte ein verschmitztes Lächeln sein kritisches Stirnrunzeln abgelöst.

»Ich wollte mich eh schon lange mal bei einem Psychodoc auf die Couch legen und einfach so ein bisschen plaudern … und wer weiß, vielleicht kann ich deinen Alten ja dazu überreden, mal einen mitzurauchen, dann begreift er vielleicht, was für einen Bullshit er da an Weihnachten verzapft hat.«

# Zitat

»… so folgt daraus mit Notwendigkeit, dass einzig und allein der Zufall jeglicher Neuerung, jeglicher Schöpfung in der belebten Natur zugrunde liegt. Der reine Zufall, nichts als der Zufall, die absolute, blinde Freiheit als Grundlage des wunderbaren Gebäudes der Evolution – diese zentrale Erkenntnis der modernen Biologie ist heute nicht mehr nur eine unter anderen möglichen oder wenigstens denkbaren Hypothesen; sie ist die einzig vorstellbare, da sie allein sich mit den Beobachtungs- und Erfahrungstatsachen deckt. Und die Annahme (oder die Hoffnung), dass wir unsere Vorstellungen in diesem Punkt revidieren müssten oder auch nur könnten, ist durch nichts gerechtfertigt.«

***Jacques Monod, französischer Biochemiker***
***Zufall und Notwendigkeit, Paris 1970***

## 3. Kapitel

Richard Aichner blickte in den glasklaren Nachthimmel hinauf, während seine rechte Hand mit dem Gehäuse des Teppichmessers in seiner Jackentasche spielte. Zum wiederholten Male machte er sich bewusst, dass das Licht vieler Sterne, das er da mit bloßem Auge sehen konnte, bereits Tausende von Lichtjahren unterwegs gewesen war, bis es in diesem Moment auf seine Netzhaut traf und damit genau diesen einen Gedanken auslöste. Es war ein wundervolles Sinnbild dafür, dachte er, dass jede Wirkung eine Ursache hatte. Selbst wenn die Ursache bereits viele Tausende Jahre Vergangenheit war, konnte sie in der Gegenwart doch noch eine eindeutig zuzuordnende Wirkung entfalten. Schaute man gar mit einem Teleskop in den Nachthimmel, konnte man das Licht längst erloschener Sterne sehen, die Millionen oder gar Milliarden von Jahren vor unserer Zeit erstrahlten, als es noch nicht einmal Säugetiere, geschweige denn Menschen auf der Erde gegeben hatte. Aber natürlich war es nicht mit allen Ursachenketten so einfach wie mit dem Licht der Sterne. Doch es war definitiv mit allem so. Keine Wirkung ohne Ursache. Alles was passierte, hatte eine Ursache, die wiederum eine Ursache hatte, welche selbst die Wirkung einer vorangegangenen Ursache war und so weiter. So war es seit dem Urknall und niemand konnte etwas daran ändern. Es war nun mal das Schicksal der Menschheit, das Schicksal jedes einzelnen Atoms, dass alles der Physik gehorchen musste. Niemand konnte sich dieser Kausalität entziehen. Schon gar nicht die Menschen, von denen immer noch die meisten glaubten, selbst das Steuerrad ihres Daseins in den Händen zu halten. Aber der Mensch konnte

eigentlich gar nichts dafür. Niemand konnte was für irgendwas. Alle Kreaturen waren nur Spielbälle, die den Naturgesetzen und dem Zufall unterworfen waren. So war es überall auf der Welt. So war es auch im Universum. Aber es passierte immer alles genau so, wie es passieren musste. Und nichts und niemand konnte etwas dagegen tun. Rein gar nichts. So wie er nichts dagegen tun konnte, dass er nachher das Teppichmesser aus seiner Jackentasche ziehen, die rasiermesserscharfe Klinge ausfahren und ihm damit seine Kehle durchschneiden würde. Sein Blut würde im Puls seiner letzten Herzschläge aus der klaffenden Wunde spritzen. Ursache und Wirkung. Es konnte nicht mehr lange dauern. Seit er pensioniert war, ging er jeden Abend um diese Zeit noch mal mit dem Hund raus. Heute würde es das letzte Mal sein.

Die elf tönenden Schläge der Uhr in dem mächtigen Eichenwandschrank ließen Anton Kaltenfeld an diesem Mittwochabend wie ferngesteuert aus seinem schweren ledernen Fernsehsessel aufstehen. Egal welches Fernsehprogramm um diese Uhrzeit gerade lief, egal ob es die Verlängerung eines dramatischen Champions-League-Spiels oder die Auflösung eines spannenden Krimis war, Anton Kaltenfeld stand jeden Abend Punkt dreiundzwanzig Uhr auf und folgte immer demselben Ritual. Sein altersschwacher Rauhaardackel Wilhelm wartete für gewöhnlich schon einige Minuten vorher erwartungsvoll schwanzwedelnd neben dem schwarzen Sessel. Seit seiner Pensionierung vor zwei Jahren hatte Kaltenfeld dieses Ritual noch konsequenter gepflegt als zuvor. Man braucht feste Regeln im Leben. Das gibt einem Sicherheit, sagte er immer zu seiner Frau, die meistens schon schnarchend im Bett lag, wenn er zum Gassigehen noch ein paar

Minuten ums Haus ging. Manchmal blätterte sie auch noch in irgendeiner Frauenzeitschrift und ergötzte sich an den Problemen der Prominenten und Schönen.

Kaltenfeld war bester Laune, als er mit Wilhelm in diese herrlich laue Julinacht hinaustrat und die schwere Haustür seines Einfamilienhauses im Berliner Stadtteil Friedenau sanft ins Schloss drückte. Andächtig lauschte er dem Zirpen der Grillen. Er liebte die lebendigen Naturgeräusche des Hochsommers genauso wie das lautlose Fallen dicker Schneeflocken im stillen, eisigen Winter. Zu jeder Jahreszeit, zu jedem Wetter pflegte er dieses Ritual gerne. So war das Leben eben. Es gab Regen und Sonnenschein. Erwachen im Frühling und Sterben im Herbst. Hochs und Tiefs. Manchmal lag auch beides sehr nah beieinander. Wer sollte das besser wissen als er? Schließlich waren ihm während seines langen Berufslebens als Strafrichter unzählige Menschen gegenübergesessen, die dafür Zeugnis abgelegt hatten. Täter waren oft selbst zuvor Opfer gewesen und nur deshalb zu Tätern geworden. Es lag alles so nah beieinander. Kaltenfeld war froh, dass er das alles hinter sich gelassen hatte. Er wusste, dass die Welt grausam war, aber er wollte nichts mehr damit zu tun haben. Zumindest nicht mehr in der Realität. Den Tatort am Sonntagabend, den er vom bequemen Fernsehsessel aus verfolgen konnte, verpasste er dagegen so gut wie nie.

Während er gemütlich unter den Laubbäumen den Bürgersteig entlangspazierte und sein Hund an jedem Baumstamm kurz haltmachte, schnupperte und mit ein paar sparsamen Tropfen seine Markierung hinterließ, dachte er darüber nach, was er noch alles mit seinem Leben als Pensionär anfangen würde. Seine Frau und er hatten noch viele Pläne für die Zukunft. Ihr größter Traum war eine gemeinsame Weltreise. Sie hatten schon längst alles bis ins

kleinste Detail geplant. Die Länder, die Orte, die Routen, die Hotels, die Sehenswürdigkeiten, alles war ausgesucht.

Kaltenfeld blieb stehen, als Wilhelm an der Leine zerrte, um den nächsten Lindenbaum zu markieren, der neben einer erloschenen Straßenlaterne stand. Der ehemalige Richter schüttelte verständnislos den Kopf und nahm sich vor, den Ausfall der Laterne gleich am nächsten Tag noch vor dem Frühstück der Bezirksverwaltung zu melden, damit sie umgehend repariert werden konnte.

Wehmütig betrachtete er den alten Hund, wie er mühsam eines seiner kurzen Hinterbeine anhob, um erneut eine Markierung zu hinterlassen. Kaltenfeld hatte sich mit seiner Frau darüber verständigt, dass sie mit der Reise noch warten würden, bis Wilhelm gestorben war. Er brachte es nicht übers Herz, seinen alten Weggefährten für so einen langen Zeitraum wegzugeben, zumal dieser aufgrund seines Alters sicher nicht mehr lange zu leben hatte. Das hatte Wilhelm nicht verdient. Auch wenn er oft störrisch war wie ein alter Esel, war er Kaltenfeld doch ein treuer Freund geworden.

»Komm her, alter Knabe«, forderte er seinen Dackel auf, der an diesem Baum länger schnupperte als gewöhnlich. Kaltenfeld schnalzte zusätzlich ein paar Mal mit der Zunge, um Wilhelm zum Mitkommen zu bewegen, als dieser plötzlich anfing zu knurren.

»Na komm schon, Mäuse liegen dir doch immer so schwer im Magen«, scherzte Kaltenfeld, als im selben Augenblick eine schattenhafte Gestalt hinter dem Baum hervortrat. Noch bevor er überhaupt etwas erkennen oder gar um Hilfe rufen konnte, machte die Gestalt eine ruckartige Bewegung in seine Richtung. Kaltenfeld hatte die Situation noch gar nicht vollständig erfasst,

als er ein ungewöhnliches, warmes Gefühl an seinem Hals verspürte. Als er jedoch seinen nächsten Atemzug nehmen wollte, entwich ihm stattdessen nur ein röchelnder Laut und ein Schwall Blut quoll aus seinem aufgeschlitzten Hals heraus. Im selben Moment verwandelte sich die Wärme in einen entsetzlichen Schmerz und ihm wurde bewusst, dass sein Leben jetzt zu Ende ging.

## 4. Kapitel

Als Kriminalhauptkommissar Uwe Becker kurz nach Mitternacht mit seinem Mountainbike, das er sich erst vor zwei Monaten selbst zu seinem vierundvierzigsten Geburtstag geschenkt hatte, am Tatort in Friedenau eintraf, war dieser bereits hell erleuchtet und von blinkenden Blaulichtern umgeben. In den anliegenden Häusern brannte fast überall Licht und zahlreiche Neugierige hatten sich um die Absperrungen versammelt. Becker kettete sein Rad an einem abseits gelegenen Baum an und analysierte auf der Anzeige seines Smartphones die zurückgelegte Strecke sowie die verbrauchten Kalorien, die eine seiner Fitness-Apps über den GPS-Tracker ermittelt hatte. Mit einem zufriedenen Nicken steckte er das Teil in die Innentasche seiner Weste, betastete für einen Moment unbewusst die Speckringe an seinem Bauch und machte sich dann auf den Weg durch die Absperrung hindurch hinüber zu seinen Kollegen.

»Todeszeitpunkt?« fragte er Peter Herzog, ohne ihn dabei anzusehen. Der Gerichtsmediziner, der schon häufig mit Becker zusammengearbeitet hatte, wunderte sich nicht über den unfreundlichen Tonfall Beckers und auch nicht darüber, dass Becker ihn weder ansah noch begrüßte. Becker war oft übellaunig, vor allem wenn er in Gedanken war. Und bei einem Mordfall war er das immer.

»Schätzungsweise vor einer Stunde«, antwortete Herzog.

Becker musterte konzentriert und emotionslos die auf dem Rücken liegende Leiche, die durch einen Sichtschutz vor den neugierigen Blicken hinter der Absperrung verborgen war. Die Hände des Toten waren auf dessen Bauch abgelegt und wie bei

einem Aufgebahrten sorgfältig ineinander verschränkt worden. Ein leichtes Zucken huschte Becker kaum merklich über das Gesicht, als ihm die deutlichen Wohlstandswölbungen unter dem blutbeschmierten Hemd auffielen.

»Es handelt sich um Anton Kaltenfeld.« Die Stimme gehörte zu Beckers Mitarbeiterin Maria Leupold, die bereits einige Minuten zuvor mit dem Dienstwagen am Tatort eingetroffen war. Die junge, bildhübsche Kriminalkommissarin, die erst vor wenigen Monaten auf eigenen Wunsch von der Kripo Leipzig als Beckers Assistentin zu seiner Abteilung gestoßen war, befummelte ihre zu einem Zopf zusammengebundenen schwarzen Haare und listete weitere Fakten auf: »Ehemaliger Richter am Landgericht, seit zwei Jahren pensioniert. Wohnte nicht weit von hier. Seine Frau wird gerade vom Notarzt versorgt. Kollaps. Sie wachte auf, als sie die Sirenen hörte und da ihr Mann noch nicht vom Gassigehen zurückgekehrt war, ging sie ihn suchen.«

Becker kniete sich neben der Leiche in die Hocke und betrachtete ausgiebig die mit Blut beschmierte Stirn des Toten.

»AMOR FATI«, entzifferte er. »Hier war wohl ein Spaghettifresser am Werk.«

»Lateinisch«, korrigierte Maria ihn und schaute kurz von ihrem Smartphone auf, mit dem sie den Begriff bereits bei Google eingegeben hatte. »Amor Fati heißt übersetzt so viel wie ‚Liebe zum Schicksal‘, ein von Friedrich Nietzsche geprägter Ausdruck. Moment, und hier steht noch: ‚Liebe zum Notwendigen und Unausweichlichen als Zeichen menschlicher Größe‘.«

»So, so«, sagte Becker.

»Wurde mit dem Blut des Opfers geschrieben«, stellte Herzog klar.

»Gibt es vielleicht sonst noch eine Leiche, von der das Blut stammen könnte? Ich seh' jedenfalls keine.« Mit einem übertriebenen Stöhnen erhob sich Becker aus der Hocke und wandte sich Herzog zu.

»Gibt es«, antwortete der Gerichtsmediziner, ohne jedoch weitere Details preiszugeben.

Becker sah Herzog für einen Augenblick scharf an.

»Der Hund des Richters, ein Rauhaardackel«, fügte Herzog schließlich hinzu und deutete auf den ausgebluteten Kadaver am Fuße eines nahestehenden Lindenbaums.

»Diese Ratte nennst du Hund«, sagte Becker, nachdem er einen kurzen Blick hinübergeworfen hatte. Dann widmete er seine Aufmerksamkeit wieder Herzog. »Tatwaffe?«

»Nichts zu finden. Vermutlich ein Skalpell oder etwas Ähnliches. Jedenfalls rasiermesserscharf. Halsschlagader und Luftröhre des Richters wurden mit einem einzigen Schnitt komplett durchtrennt.«

»Manipulation oder defekt?«

Maria und Herzog schauten ihn fragend an.

»Die Straßenlaterne.« Becker setzte einen mitleidigen Blick auf angesichts der Begriffsstutzigkeit seiner Mitarbeiter und starrte demonstrativ in Richtung der erloschenen Straßenbeleuchtung.

»Die Kriminaltechnik ist dran«, antwortete Maria. »Außerdem ist ein Mitarbeiter der Stadtwerke benachrichtigt und bereits unterwegs.« Nach einer kurzen Pause fügte sie noch nachdenklich hinzu: »Vielleicht hat der Täter sein Opfer

willkürlich ausgewählt und es war einfach nur Zufall, dass dieser Kaltenfeld gerade vorbeikam.«

»Oder Schicksal … FATI!«, warf Herzog mit bedeutungsschwangerem Tonfall ein.

Becker beteiligte sich nicht an den Spekulationen. Stattdessen blickte er hinüber zu der Absperrung, an der uniformierte Beamte die zahlreichen Pressegeier in Schach hielten. Seit viele Blätter auf dem Berliner Zeitungsmarkt ums Überleben kämpften, versuchten einige besonders motivierte Reporter, die Sensationslust der Bevölkerung durch unsachgemäße und übertriebene Berichterstattung anzuheizen.

»Arschlöcher«, brummte Becker und richtete seinen Blick einen Augenblick zurück auf die Leiche, dann wandte er sich Maria zu.

»Wer hat ihn gefunden?«

»Ein betrunkener Jugendlicher, der auf dem Nachhauseweg war, wollte sich an dem Baum erleichtern. Er musste sich erst mal übergeben und hat dann über sein Handy den Notruf verständigt, als gerade Kaltenfelds Frau den Tatort erreichte und schreiend zusammenbrach. Er wird gerade von den Kollegen vernommen. Der Bursche scheint schlagartig wieder nüchtern geworden zu sein.«

»Hat er den Schriftzug auf der Stirn registriert?«

»Glaube nicht, er war ziemlich verwirrt und hat nichts davon erwähnt.«

»Sonst jemand?«

»Nur unsere Leute und natürlich der Notarzt. Die Pressegeier kamen erst später.«

»Sehr gut«, sagte Becker zufrieden. »Das darf unter keinen Umständen nach draußen gelangen.«

»Klaro«, bestätigte Maria.

Herzog nickte wissend.

»Sonst irgendwelche Zeugen, die etwas beobachtet haben?«

Beide schüttelten gleichzeitig den Kopf.

»Na, dann mal an die Arbeit«, sagte Becker und zwinkerte Maria, von Herzog unbemerkt, für einen winzigen Augenblick lüstern zu.

## 5. Kapitel

»Ich hol ihn jetzt.« Der durchtrainierte Vollzugsbeamte drehte sich um und verließ das Vernehmungszimmer der JVA Moabit. Als die schwere Stahltür verriegelt wurde, saß Hendrik bereits auf einem der beiden Holzstühle an dem weißen Tisch, der wie die Stühle fest mit dem Boden verschraubt war. Er nahm einen dicken Aktenordner aus seinem schwarzen Pilotenkoffer, legte ihn auf den Tisch und wartete darauf, dass der Untersuchungshäftling aus seiner Zelle in das Vernehmungszimmer gebracht wurde.

Hendrik war sich nach zwei mehrstündigen Sitzungen mit dem Untersuchungshäftling schon recht sicher, zu welchem Ergebnis er kommen würde. Trotzdem hatte er für den kommenden Freitag noch einen vierten und letzten Begutachtungstermin anberaumt, sodass er tags darauf mit Diana und Noah in den Urlaub aufbrechen konnte. Das schriftliche Gutachten wollte er dann in aller Ruhe zwischendurch auf Rügen im Hotel fertigstellen.

In den über zwanzig Jahren, in denen er inzwischen als selbstständiger psychiatrischer Sachverständiger unzählige forensische Gutachten erstellt hatte, war der aktuell vorliegende Mordfall eigentlich nichts Ungewöhnliches. Trotzdem betrachtete Hendrik Begutachtungen nie als Routinefälle. Jeder Täter war anders und musste als Einzelfall mit all seinen Besonderheiten gesehen werden. Wann immer es die Situation erlaubte, ließ er sich neben der Anklageschrift auch die vollständigen Ermittlungsakten sowie alle vorhandenen Vorakten aushändigen, die er gewissenhaft durcharbeitete, bevor er das erste gutachterliche Gespräch

mit dem Beschuldigten führte. Er war sich seiner enormen Verantwortung als Sachverständiger gegenüber dem Täter, den Opfern und der Gesellschaft zu jedem Augenblick bewusst und er nahm sich unter allen Umständen immer ausreichend Zeit, um zu einem fundierten Gutachten zu gelangen. Schließlich waren es in der Regel die forensisch-psychiatrischen Befunde des Sachverständigen, die dem Richter bei der Urteilsfindung die entscheidenden Weichenstellungen lieferten und so über die Schuldfähigkeit des Täters oder seine Unterbringung in einer psychiatrischen Anstalt entschieden.

Hendrik öffnete den Aktenordner, fuhr mit dem Finger an die Stelle des Registers, an der sich die Checklisten zur Erfassung der Psychopathologie befanden, und schlug die entsprechende Seite auf. Er überflog seine bisherigen Aufzeichnungen, um sich die Details des Falls ins Gedächtnis zu rufen: Der Täter, Florian Stein, ein sechsundvierzig Jahre alter Elektromonteur aus Reinickendorf, war geständig und Hendrik hatte vom Gericht den Auftrag erhalten, ihn hinsichtlich seiner Schuldfähigkeit zu begutachten. Stein hatte einen achtjährigen Jungen vom Pausenhof einer Schule weggelockt, ihn tagelang in seiner Zweizimmerwohnung gefangen gehalten, mehrfach sexuell missbraucht und dann eiskalt ermordet, indem er ihn mit den bloßen Händen erwürgt hatte. Die Ermittlungen und der rechtsmedizinische Befund hatten ergeben, dass der Junge bei vollem Bewusstsein gewesen sein musste, bevor er seinen letzten Atemzug getan hatte.

Das dröhnende Geräusch der Entriegelungsmechanik der Stahltür riss Hendrik aus seinen Gedanken. Die schwere Tür öffnete sich einen Spalt und der Vollzugsbeamte streckte seinen kahl geschorenen Kopf in den Raum.

»Sind Sie so weit, Herr Doktor?«

Henrik erhob sich von seinem Stuhl.

»Ja, sicher, Sie können ihn hereinbringen.«

Der Kopf des Beamten verschwand wieder. Nachdem das Entriegeln einer weiteren Stahltür zur hören war, führte er Florian Stein in das Vernehmungszimmer.

Hendrik streckte ihm die Hand entgegen.

»Guten Tag, Herr Stein.«

Stein, der einen Kopf kleiner war als Hendrik, ergriff wortlos seine Hand. Wie bei den letzten beiden Untersuchungen war Steins Händedruck kaum zu spüren.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Hendrik und deutete dem Vollzugsbeamten mit einem Kopfnicken an, dass er den Raum verlassen könne. Er setzte sich zu Stein an den Tisch und der Beamte verriegelte die Stahltür von außen. Stein lehnte sich betont gelangweilt zurück und starrte auf seine Finger, mit denen er lustlos auf der Tischplatte herumtrommelte.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte Hendrik wie immer zu Beginn seiner Begutachtungsgespräche. Er versuchte Blickkontakt zu Stein herzustellen, der nur widerwillig seinen Kopf hob. Sein glatt rasiertes Gesicht war bleich. Die wenigen, fast vollständig ergrauten Haare standen wirr in alle Richtungen ab. In Kombination mit seinen nichtssagenden Knopfaugen ähnelte er einer ausgefransten Puppe.

»Irgendwelche Probleme in der Haft?«, hakte Hendrik nach.

»Leck mich«, antwortete Stein mit einem kurzen Funkeln in den Augen, furzte und glotzte dann urplötzlich wieder teilnahmslos auf seine auf den Tisch trommelnden Finger.

»Ich möchte gerne an der Stelle fortfahren, an der wir bei der letzten Sitzung unterbrochen haben«, sagte Hendrik und wartete auf eine Reaktion seines Gegenübers.

»Okay«, sagte Hendrik schließlich nach einer Weile vergeblichen Wartens und begann damit, weitere Fragen zum Tathergang zu stellen, die Stein äußerst wortkarg beantwortete. Die große Herausforderung bei der Feststellung der Schuldfähigkeit war nicht allein die Diagnose des gegenwärtigen Geisteszustandes des Delinquenten. Je nach Psychopathologie gab es dafür recht zuverlässige Methoden, um einen hohen Qualitätsstandard zu erzielen. Viel entscheidender aber war die Frage, in welchem Geisteszustand sich der Delinquent zum Zeitpunkt der Tat oder der Tatvorbereitung befunden hatte. Und da die Begutachtung, wie in diesem Fall auch, oft erst einige Monate nach der Tat stattfand, musste Hendrik versuchen, anhand der Aktenlage und den gegenwärtigen Aussagen des Angeklagten dessen geistigen Zustand zum Tatzeitpunkt zu rekonstruieren. Nur wenn er von der Vergangenheit ein klares Bild vor Augen hatte, konnte er einigermaßen verlässlich beurteilen, ob der Täter zum Zeitpunkt der Tat überhaupt fähig dazu gewesen war, sich selbst zu steuern und das Unrecht seines Handelns einzusehen.

Hendriks erste Einschätzung erhärtete sich immer mehr. Er tendierte dazu, bei dem Mörder des kleinen Jungen aufgrund einer Persönlichkeitsstörung das Eingangskriterium »Schwere andere seelische Abartigkeit« des § 20 Strafgesetzbuch zu diagnostizieren, sah aber bisher keine Anzeichen für eine Beeinträchtigung der Einsichts- und Steuerungsfähigkeit zum Zeitpunkt der Tat. Sollte es bei diesem Befund bleiben, war zu erwarten, dass das Gericht die volle Schuldfähigkeit feststellen würde.

»Haben Sie Kinder?«, fragte Stein plötzlich.

Hendrik hatte nicht die Absicht, auf solch eine Frage zu antworten.

»Wissen Sie, Doktor«, fuhr Stein fort, ohne eine Antwort abzuwarten, »was der kleine Junge versucht hat, um mich umzustimmen?«

Hendrik blickte Stein neugierig an.

»Er hat gebebt vor Angst, als er an seinem Handgelenk herumgefummelt hat. Irgendwann streckte er mir dann seine Armbanduhr hin. Ein neongelbes, scheußliches Ding.« Stein lächelte sanft. »Der kleine Kerl hat doch tatsächlich versucht, sich damit freizukaufen. Verstehen Sie, Doktor Jansen? Er hat ernsthaft geglaubt, er könne mich mit einer Armbanduhr, die keine fünf Euro wert ist, dazu bringen, ihn laufen zu lassen. Richtig süß war er, richtig süß.« Stein schüttelte den Kopf und verfiel in einen Lachkrampf. Sein Gesicht wurde knallrot und Tränen schossen aus seinen Knopfaugen. Hendriks Herz klopfte schnell und heftig. Dieser Mann kannte offensichtlich keinerlei Mitgefühl. Einige Zeit starrte er Stein angewidert an, bis er sich ins Bewusstsein rief, dass seine momentanen Gefühle für eine unvoreingenommene Beurteilung nicht förderlich wären. Er beschloss deshalb, das Gespräch zu beenden und gab dem Vollzugsbeamten über die Überwachungskamera ein Signal. Während er den Aktenordner im Pilotenkoffer verstaute, hallte ihm weiterhin Steins Gelächter in den Ohren und in Gedanken betete er zu Gott, dass seinem Sohn niemals etwas derart Schreckliches zustoßen würde.